

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

15. Jahrgang 1967

4. Heft/Oktober

DIETMAR ROTHERMUND

GESCHICHTSWISSENSCHAFT UND ENTWICKLUNGSPOLITIK*

I

Die Gegenüberstellung der Begriffe Geschichtswissenschaft und Entwicklungspolitik läßt die Frage entstehen, inwieweit die Wissenschaft überhaupt der Politik und ganz besonders eine auf das vergangene Geschehen bezogene Wissenschaft einer auf die Zukunft ausgerichteten Politik von Nutzen sein kann. Doch gerade diese besondere Frage, die den Gegensatz so deutlich macht, zeigt auch das Verbindende an. Die Tagespolitik kann und muß sich oft kurzfristig am engen Erfahrungshorizont der jeweils gegenwärtigen Umstände orientieren, die Entwicklungspolitik ist dagegen langfristig angelegt und hat einen weiteren aber daher auch schwerer erkennbaren Horizont, sie braucht die Dimension der Vergangenheit, um an Augenmaß zu gewinnen.

Der Geschichtswissenschaft geht es darum, die Zusammenhänge vergangenen Geschehens zu erkennen und eine Zuordnung und Folgeordnung der historischen Phänomene aufzuzeichnen. Die Entwicklungspolitik, die Richard Behrendt als gesteuerten Kulturwandel definiert¹, will Zukünftiges bewirken und muß erkunden, in welchem Zusammenhang die zu erwartenden Ergebnisse den Zielvorstellungen entsprechen werden. Sie muß daher ähnlich wie die Geschichtswissenschaft ständig um eine Erweiterung ihrer Kenntnisse der Kulturzusammenhänge bemüht sein und darüberhinaus immer wieder prüfen, ob ihre Zielvorstellungen diesen Zusammenhängen angemessen sind. Im Gegensatz zur Tagespolitik, die in die sie umgebende Kultur eingebettet ist und sich in ihren Zielvorstellungen ganz auf sie beziehen kann, muß die Entwicklungspolitik, von der verlangt wird, daß sie die Kultur wandelt, sich aus diesen engen Bindungen lösen und alle Kulturen in ihr Gesichtsfeld bringen, um durch einen höheren Bewußtheitsgrad das zu ersetzen, was ihr, im Vergleich zur Tagespolitik, an Unmittelbarkeit fehlt. Das gilt sowohl für die interne Entwicklungspolitik eines Landes als auch für die Entwicklungspolitik, die ein Land im Hinblick auf andere Länder betreibt und für die neuen internationalen Beziehungen, die sich daraus ergeben.

* Dieser Aufsatz ist die erweiterte Fassung einer Heidelberger Antrittsvorlesung vom 22. Februar 1967. Der Verfasser ist den Herren Professoren Hans Albert, Werner Conze, Bruno Fritsch, Alexander Gerschenkron und Reimut Jochimsen für Kritik und Anregungen zur Ergänzung des Textes zu besonderem Dank verpflichtet.

¹ Richardt F. Behrendt, *Soziale Strategie für Entwicklungsländer*, Frankfurt 1965, S. 110ff.

Hier, so könnte man hoffen, wäre die Universalgeschichte in der Lage, der Entwicklungspolitik die Aufgabe der Bewußtmachung zu erleichtern und ihr Orientierungshilfen zu bieten. Ein kurzer Überblick über die verschiedenen Richtungen universalgeschichtlichen Interesses² wird jedoch zeigen, daß eher die Hoffnung besteht, daß die Anforderungen der Entwicklungspolitik eine neue Art der Universalgeschichte anregen werden, als daß die Entwicklungspolitik von der bisherigen Universalgeschichte und den in ihr enthaltenen Entwicklungsbegriffen profitieren kann.

Die beiden Grundrichtungen abendländischer universalgeschichtlicher Interpretation sind schon in den Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts geprägt worden. Will man sie zu zwei kurzen Signaturen zusammenfassen, so mag man sagen, daß die eine Richtung eine fortschreitende Entwicklung der Vernunft in der Geschichte sah, die andere dagegen auf die vorbildliche Abgeschlossenheit vergangener Manifestationen der Geschichte hinwies. Die Variationen über diese beiden Themen sind mannigfaltig, und sie lassen sich auch dialektisch verbinden, aber die Grundmuster und die mit ihnen verbundenen Konsequenzen waren immer wieder erkennbar. Diejenigen, die die Vernunft in der Geschichte sahen, neigten dazu, die Anlagen des Menschen axiomatisch zu fassen und aus diesen Anlagen eine geschichtliche Mechanik abzuleiten, ihr Interesse blieb zumeist auf die gesellschaftliche und politische Organisation beschränkt. Kants Skizze einer Geschichte in weltbürgerlicher Absicht ist ein Zeugnis dieser Richtung. Er nimmt an, daß die Naturanlagen des Menschen zu voller „Auswicklung“ bestimmt sind, bewältigt die Diskrepanz zwischen der offensichtlichen Unvernunft im Kleinen und der Vernunft im Großen durch die dialektische Beziehung zwischen Antagonismus und steigender Interdependenz und sagt die Entstehung eines Weltstaates voraus³. Hier ist die dialektische Versöhnung zwischen Vernunft und Wirklichkeit noch sehr maßvoll, doch die Versuchung lag nahe, sie weiterzutreiben. Es ergab sich daraus nicht nur ein historischer Determinismus, sondern auch die Möglichkeit des gefährlichen Kurzschlusses, das jeweils Erkannte für vernünftig und damit für den Gipfel historischer Entwicklung zu halten⁴. Friedrich Schlegel sprach daher polemisch von „der Vernunft, die nichts vernehmen will“, um diese Tendenz zu charakterisieren⁵.

Vom Standpunkt eines universalgeschichtlichen Verständnisses anderer Kulturen gesehen, erwies sich die Ausdeutung der historischen Vernunft als sehr schädlich, denn der Vorrang der abendländischen Gegenwart wurde stillschweigend vorausgesetzt und im Laufe der Interpretation erhärtet. Selbst Kants weltbürgerliche Ab-

² Zur Darstellung der universalgeschichtlichen Interpretationsweisen siehe Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode-Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1960, S. 185 ff., und Joseph Vogt, *Wege zum historischen Universum*, Stuttgart 1961.

³ Immanuel Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* (1784), in: Kant, *Die drei Kritiken* (ed. R. Schmidt), Stuttgart 1949, S. 460 ff.

⁴ Siehe hierzu Poppers Kritik an Hegel: Karl Popper, *The Open Society and Its Enemies*, Vol. II, London (4. Aufl.) 1962.

⁵ Siehe hierzu den Aufsatz des Verfassers: Friedrich Schlegel and the Wisdom of India, in: *South Asian Studies II*, Max Mueller Bhavan Publications, New Delhi 1965.

sicht war nur insofern weltbürgerlich, als er eine künftige, alle Menschen umgreifende staatliche Ordnung verkündete, von der er aber selbstverständlich annahm, daß sie europäisch-republikanisch sein werde, denn, so sagte er, „man wird einen regelmäßigen Gang der Verbesserung der Staatsverfassung in unserem Weltteile, der wahrscheinlich allen dereinst Gesetze geben wird, entdecken“⁶.

Als sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu diesem Stolz auf die abendländische Ordnung dann auch noch der Sozial-Darwinismus gesellte, der den Determinismus der historischen Vernunft durch das biologische Ausleseprinzip ergänzte, konnte Kipling von „the lesser breed without the law“ sprechen, also von den biologisch Minderwertigen, die auch auf dem Gebiet des Rechts nicht auf der Höhe waren und denen Gesetze zu geben, „the white man's burden“ war. Weder der Vernunftentwicklungsbegriff noch der biologische Entwicklungsbegriff des Darwinismus waren dazu geeignet, zu einer Menschheitsgeschichte anzuregen⁷. Nahm man Völker außerhalb des abendländischen Kulturraumes überhaupt zur Kenntnis, so allenfalls, um sie beim Bau universalgeschichtlicher Systeme auf Vorstufen zu verweisen.

Etwas mehr Verständnis für den eigenständigen Wert außereuropäischer Kulturen brachte die andere Richtung der Universalgeschichte auf, die die vorbildliche Abgeschlossenheit vergangener Epochen und Kulturen betonte. Diese Richtung war nicht darauf festgelegt, die Entwicklung der Menschheit aus Axiomen ableiten zu müssen, sie stellte auch nicht die politische Organisation so sehr in den Mittelpunkt ihres Interesses, sondern hatte einen Blick für die Gesamtheit der Kulturphänomene. Ihr lag jedoch die Versuchung nahe, den individuell-schöpferischen, ästhetischen Aspekt der Kultur zu sehr in den Vordergrund ihrer Betrachtungen zu stellen und dort, wo sie keinen Zugang zu einer Kultur auf diese Weise fand, die Fremdheit zu betonen. Ihr Maßstab war das klassische Altertum, vor allem die griechische Kultur, die nicht nur von vorbildlicher Abgeschlossenheit war, sondern auch in jeder Hinsicht ein abgeschlossenes Vorbild einer Kultur überhaupt zu sein schien⁸. Die vorbildliche Abgeschlossenheit war zugleich zeitliche Vollendung und überzeitliche Vollkommenheit, sie konnte daher als unveränderlicher und über ihre Zeit hinaus verbindlicher Maßstab gelten.

Die Orientierung an einer als abgeschlossen empfundenen Kultur mußte zu einem Entwicklungsbegriff führen, der den Verfall der Kultur und die unvollkommene Übertragung ihres Erbes erklärte. Im Gegensatz zur anderen Grundrichtung mußte also hier statt eines Fortschritts entweder ein Zyklus von Aufstieg und Verfall oder gar eine durchgehend regressive Evolution postuliert werden. Eine der konsequentesten Verfallstheorien war die Friedrich Schlegels, der den indischen Kulturkreis in seine Betrachtungen einbezog, weil er im Sanskrit sich der Uroffenbarung noch näher fühlte als im Griechischen, zugleich aber eine fortschreitende Sonderung des

⁶ Kant, a. a. O., S. 477.

⁷ Zur Auseinandersetzung mit dem Darwinismus siehe Fritz Kern, *Geschichte und Entwicklung*, Bern 1952.

⁸ Zur Vorbildlichkeit des klassischen Altertums siehe Gadamer, a. a. O., S. 188f.

menschlichen Geistes von dieser Uroffenbarung konstatierte und das Umsichgreifen gekünstelten Denkens als Folge eines Zwanges sah, der den menschlichen Geist dazu veranlaßt, dort Vernunftkonstruktionen zu substituieren, wo es zuvor einen unmittelbaren Zugang zur Uroffenbarung gab⁹. Wenn auch solche Verfallslehren mehr Toleranz für andere Kulturkreise mit sich bringen mochten, so schufen sie ein Interesse doch höchstens für die ältesten Zeugnisse fremder Kulturen, während deren zeitgenössische Probleme völlig gleichgültig bleiben konnten.

Abgeschlossenheit und Verfall der Kulturen bedeuteten zugleich eine Isolierung. Kulturen konnten gewissermaßen als Einzellebewesen betrachtet werden. Lebensgeschichtliche oder jahreszeitliche Analogien boten sich an, Jugend und Frühling, Herbst und Verfall wurden beobachtet und beschrieben. Neigte die eine Grundrichtung zur Verzeitlichung von Schlußfolgerungen, so daß aus Begriffsbestimmungen Perioden werden konnten, so betrieb die Gegenrichtung eine Verwesentlichung der Zeit, bei der der Zeitablauf selbst an Symbolgehalt gewann, da er zur Reife in der Fülle der Zeit führen mußte. Logische Konstruktion oder metaphysische Spekulation prägten die universalgeschichtlichen Interpretationsmuster.

Die beiden hier angedeuteten Grundrichtungen universalgeschichtlichen Verständnisses haben in der eigentlichen Geschichtsschreibung selten einen eindeutigen Ausdruck gefunden. Dort, wo sie hervortraten, wie bei Marx, der die beiden Richtungen miteinander verband, indem er seine historischen Epochen mit ihnen innewohnenden Verfallsbedingungen ausstattete, die jeweils den Keim der neuen Epoche in sich trugen und damit im Dienst der historischen Vernunft standen, oder auch bei Spengler und Toynbee, die die Verfallszyklenlehre auf ihre Weise anwendeten, haben sich die meisten Fachhistoriker von ihnen distanziert, aber sie konnten nicht vermeiden, daß Elemente dieser Richtungen in die Interpretation ihrer eigenen Forschungen einfließen. Dieses Problem soll hier nicht weiter untersucht werden, für unser Thema genügt es, festzustellen, daß beide Grundrichtungen nicht zum Verständnis außereuropäischer Kulturen und vielleicht nicht einmal zum Verständnis unserer eigenen Kultur, sondern nur zur Bestätigung ihres Selbstverständnisses beitragen. Das bedeutet, daß die Geschichtswissenschaft, wenn sie auf die Fragen der Entwicklungspolitik eingeht, auch zu einem neuen Verständnis unserer eigenen Kultur vordringen muß.

II

Einen guten Ansatzpunkt für die Überwindung der beiden genannten Richtungen und für eine neuartige Universalgeschichte, die auch der Entwicklungspolitik gerecht wird, bietet das Werk Max Webers.

Dieses Werk ist von dem Kampf geprägt, den er selbst gegen diese beiden Grundrichtungen in sich ausgetragen hat¹⁰. Doch gerade dort, wo es die Spuren dieses

⁹ Siehe den Aufsatz des Verfassers: Friedrich Schlegel and the Wisdom of India (vgl. Fußnote 5).

¹⁰ Webers Leistung besteht natürlich darin, die Sozialwissenschaften und mit ihnen auch

Kampfes zeigt, steht es unter dem Gesetz des Gegners und nimmt Wesenszüge beider Grundrichtungen in sich auf. Daher ist die Rezeption der Ideen Webers für die Geschichtswissenschaft problematisch geblieben. Es lohnt sich jedoch, über die Spuren des Kampfes hinweg zu dem eigentlichen Anliegen Webers vorzustoßen und zu versuchen, es für die Geschichtswissenschaft nutzbar zu machen. Webers wichtigster methodischer Beitrag ist der einer Typisierung historischer Abläufe, Institutionen und Geisteshaltungen¹¹. Bei dieser Typisierung mußte er sich mit der vorbildlichen Abgeschlossenheit des Vergangenen auseinandersetzen und mit dem Vorwurf rechnen, daß alles nur jeweils als Teil eines Ganzen verstanden werden kann und daß daher das Herauslösen einzelner typischer Konfigurationen und ihr Vergleich mit ebensolchen, aus anderen Zusammenhängen stammenden, nicht statthaft ist. Zugleich galt Webers Hauptforschungsinteresse der Entstehung der abendländischen Rationalität, hier mußte er sich von der historischen Vernunft absetzen und die Rationalität als Zweckrationalität, nicht als Seinsrationalität definieren¹². Im Schnittpunkt dieser beiden Auseinandersetzungen entstand Webers methodischer Zentralbegriff vom Idealtypus, der zugleich vorbildliche Abgeschlossenheit und reine Zweckrationalität umfaßt und in dieser Form seins- und zeitentrückt ist. Zu jedem historischen Ablauf konnte nun ein Idealtypus als ruhender Punkt konstruiert werden. Von diesem ruhenden Punkt aus wurde das Geschehen meßbar. Versucht man jedoch, den Idealtypus in die historische Analyse hineinzunehmen, dann wird er, wenn er gut konstruiert ist, zum abstrakten Ebenbild des spezifischen Zusammenhanges, von dem er abgeleitet worden ist, und wird gerade deshalb für eine historisch vergleichende Betrachtung unbrauchbar, denn er reflektiert das jeweils Besondere, und nimmt man ihn als Maßstab für andere Vorgänge und Erscheinungen, so wird man nur Kontraste verdeutlichen, aber keine weiteren Zusammenhänge erfassen¹³. Ist der Idealtypus dagegen unausgewogen konstruiert und wird dann in die historische Analyse einbezogen, dann kann er ebenso wie die vorhin erwähnte Verzeitlichung von Schlußfolgerungen zu pseudogenetischen Vorstellungen führen, d.h. logische Voraussetzungen einer Zusammenhangsbehauptung verwandeln sich in Kausalfaktoren.

Das Dilemma des Idealtypus läßt sich vermeiden, wenn man zu einer Methode

die Geschichtswissenschaft aus der methodischen Enge befreit zu haben, in die sie vom Neokantianismus gedrängt worden waren. In diesem Aufsatz geht es aber darum, die Aufmerksamkeit auf die Probleme der idealtypischen Methode zu lenken, eine eingehende Würdigung und Kritik der Arbeit Webers war in diesem Rahmen nicht möglich.

¹¹ Siehe hierzu Judith Janoska-Bendl, *Methodologische Aspekte des Idealtypus – Max Weber und die Soziologie der Geschichte*, Berlin 1965.

¹² Zur Rationalität des Idealtypus siehe Janoska-Bendl, a. a. O., S. 52 f.

¹³ Ein interessantes Beispiel für diese Problematik bietet der Aufsatz von Otto Hintze, *Wesen und Verbreitung des Feudalismus* (1929) in: Otto Hintze, *Staat und Verfassung*, Göttingen 1962, S. 84 ff. Hintze leitet den Idealtypus von der individuellen historischen Erscheinung, von der er seinen Namen bekommen hat (fränkisches Reich), ab, mißt mit ihm andere als feudal bezeichnete Erscheinungen, verwirft die meisten und stellt fest, daß auch die, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Idealtyp aufweisen, ihm doch nicht völlig entsprechen.

übergeht, die hier als katatypisch bezeichnet werden soll¹⁴. Die katatypische Methode verzichtet auf die besondere Abgeschlossenheit und Zweckrationalität des Idealtypus und beschränkt sich auf die Darstellung eines Strukturzusammenhanges, der dem historischen Vorgang als Ordnungsschema gegenübergestellt wird und nicht für ein genetisches Prinzip gehalten werden kann. Dieses Ordnungsschema besteht nicht aus einer (idealen) Überzeichnung der Merkmale des Vorganges sondern aus einer dem jeweiligen Vorgang angepaßten Bezeichnung jener Merkmale, die die Identifikation ähnlicher Vorgänge ermöglicht.

Ludwig Wittgensteins Versuch, die „Familienähnlichkeiten“ der Begriffe zu umschreiben, mag erläutern, was mit dieser Art der Bezeichnung gemeint ist:

„Wie würden wir denn jemandem erklären, was ein Spiel ist? Ich glaube, wir werden ihm Spiele beschreiben, und wir könnten der Beschreibung hinzufügen: das und Ähnliches nennt man Spiele. Und wissen wir selbst denn mehr? Können wir etwa nur dem anderen nicht genau sagen, was ein Spiel ist? Aber das ist nicht Unwissenheit. Wir kennen die Grenzen nicht, weil keine gezogen sind . . . wir können für einen besonderen Zweck eine Grenze ziehen. Machen wir dadurch den Begriff erst brauchbar? Durchaus nicht! Es sei denn für diesen besonderen Zweck.“¹⁵

Das, was Wittgenstein hier sagt, bezieht sich auf die Definition von Begriffen. Die Typisierung ist zwar nicht mit der Begriffsbildung gleichzusetzen, doch in Bezug auf die Definition gilt vom Typus in noch stärkerem Maße das, was Wittgenstein über die Bestimmung des Begriffes sagt. Der Unterschied zwischen Typus und Begriff läßt sich schon dadurch kennzeichnen, daß es im Bereich der Typisierung kein Gegenstück zur Bildung eines Oberbegriffes gibt. Dafür läßt sich im Rahmen der Typisierung eine Qualifikation und schematische Substitution durchführen, die der katatypischen Methode zugänglich ist, aber der idealtypischen fehlt.

Die katatypische Methode entspricht der Form der Strukturanalyse, die sich um die Erstellung eines Code bemüht, der eine Einordnung der jeweils zu beobachtenden Phänomene erlaubt¹⁶. Der Code verhält sich zu den Phänomenen wie die Grammatik zur Sprache. So wie jedes Wort auch ohne grammatische Interpretation existiert, ist auch das historische Ereignis von der typisierenden Deutung unabhängig. Während sich jedoch ein Code auf eine synchronische Erfassung der Phänomene beschränken kann, hat die historische Typisierung die Aufgabe, darüber hin-

¹⁴ Die Neubildung des Wortes katatypisch erwies sich als notwendig, weil andere Wortzusammensetzungen dieser Art bereits in ihren Bedeutungen festgelegt sind. Eine prototypische Methode ist von Arthur Schweitzer vorgeschlagen worden. Er betont den Sinngehalt und folgt dabei Webers Idealtypus als gesteigertem Typus. Seine Forderung „Das prototypische Kernmerkmal ist so zu wählen, daß es den zentralen Punkt einer bestimmten Struktur hervorhebt“ (Vom Idealtypus zum Prototyp, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 120 (1964), S. 55) setzt voraus, daß der zentrale Punkt bereits gefunden ist. Die katatypische Methode soll dagegen ein Suchfeld abstecken, in dem der zentrale Punkt durch die Ermittlung seiner Beziehungen zu anderen Punkten gefunden wird, wobei zugleich untersucht wird, in welcher Hinsicht der betreffende Punkt „zentral“ ist.

¹⁵ Ludwig Wittgenstein, *Philosophical Investigations*, New York 1953, S. 62.

¹⁶ Siehe hierzu Lucien Sebag, *Marxismus und Strukturalismus*, Frankfurt 1967, S. 166 f.

aus ein diachronisches¹⁷ Schema zu liefern, also nicht nur die Zuordnung, sondern auch die Folgeordnung zu berücksichtigen.

Die Zuordnung besteht aus der Bestimmung von Äquivalenzen¹⁸, d. h. von Strukturähnlichkeiten, die es erlauben, ein Phänomen mit einem anderen in Zusammenhang zu bringen. Bei der Folgeordnung geht es um das Problem der historischen Kontinuität und um die mit jedem Ereignis gegebene Unstetigkeit. Zwischen Kontinuität und Unstetigkeit besteht eine Wechselbeziehung, denn die Unstetigkeit ist nur in ihrem Gegensatz zur Kontinuität denkbar, die Kontinuität wiederum kann sich nur in Ereignissen äußern. Zuordnung und Folgeordnung werden im Prozeß der historischen Interpretation verbunden, da es darauf ankommt, darzustellen, wie sich zusammenhängende Phänomene im Lauf der Zeit verändern. Dabei besteht die Gefahr, daß die synchrone Zuordnung diachronisiert wird (d. h. logische Konstruktionen werden zum chronologischen Schema) oder auch umgekehrt, daß im Interesse einer bestimmten diachronischen Kontinuität ein Einfluß auf die synchronische Zuordnung ausgeübt wird (d. h., es werden nur solche Ereignisse als relevant angesehen, die in das betreffende Schema passen). Bei der synchronischen Zuordnung kann man, sobald man sich auf eine bestimmte Ebene der Kodifizierung geeinigt hat, ein verbindliches Resultat erzielen; da die Zeit eliminiert ist, kann sogar die Illusion einer zeitlosen Kontinuität entstehen, in die man nach Belieben einen Zeitfaktor einfügen kann. Tritt die Folgeordnung hinzu, die mit Ereignissen in der Zeit rechnet, so wird dieses Schema gesprengt, die Zahl möglicher Zusammenhänge wird so groß, daß nur eine abgegrenzte Zusammenhangsbehauptung als Leitfaden dienen kann. Die katatypische Methode soll in diesem Sinne zur Abgrenzung von Zusammenhangsbehauptungen führen und das Verhältnis von Zuordnung und Folgeordnung klären.

Die logische Form des historischen Berichts ist in jüngster Zeit oft zum Gegenstand philosophischer Untersuchungen gemacht worden¹⁹. Das Hauptinteresse galt dabei zunächst der Struktur von Aussagen, erst später wandte man sich der Untersuchung der Art und Weise der Berichterstattung insgesamt zu. Die Analyse des Verhältnisses von Ereignis, Zuordnung und Folgeordnung muß noch weiter vorangetrieben werden. Die historische Berichterstattung führt immer wieder in die Versuchung, syntaktisch eine Ordnung zu stiften, die sich der kritischen Prüfung entzieht, obwohl es doch das Ziel der Geschichtswissenschaft sein muß, den Grad der Prüfbarkeit zu erhöhen. Die Prüfbarkeit und Korrigierbarkeit des Ordnungsschemas steht in der modernen Wissenschaftsmethodologie im Vordergrund, sie verzichtet dafür auf prinzipielle Begründungen, wie sie von der älteren Methodologie gefordert wurden²⁰. Die katatypische Methode versucht, ein der modernen

¹⁷ Zu den Begriffen synchronisch und diachronisch siehe Sebag, a. a. O., S. 122 ff.

¹⁸ Zum Begriff Äquivalenz siehe Sebag, a. a. O., S. 250.

¹⁹ Siehe Patrick Gardiner, *The Nature of Historical Explanation*, London 1961, und Morton White, *The Foundations of Historical Knowledge*, New York 1965.

²⁰ Zur Gegenüberstellung von moderner und älterer Methodologie siehe Hans Albert, *Theorie und Praxis – Max Weber und das Problem der Wertfreiheit und der Rationalität* in: Festschrift Simon Moser, *Die Philosophie und die Wissenschaften*, Meisenheim 1966, S. 266 f.

Methodologie entsprechendes Ordnungsschema zu erstellen, während die idealtypische Methode von der älteren Methodologie geprägt ist und daher zum Dogmatismus neigt.

III

Ein aufschlußreiches Beispiel für die Gegensätze der Methoden bieten zwei Beiträge der Geschichtswissenschaft zu den Grundlagen der Entwicklungspolitik, die sich mit dem Problem des Industrialisierungsprozesses beschäftigen. Der eine Beitrag, die Stufentheorie Rostows²¹, zeigt die Nachteile der idealtypischen Methode; der andere Beitrag, Gerschenkrons Lehre von den Spannungsfeldern der relativen wirtschaftlichen Rückständigkeit²², nähert sich der katatypischen Methode und erweist, daß man mit ihr sehr viel differenziertere Resultate erreichen kann.

Rostow zeichnet zunächst ein idealtypisches Schema seiner fünf Stufen, die mit der traditionellen Gesellschaft beginnen, dann über eine Stufe der Vorbedingungen zur wichtigsten Stufe, der der Wachstumsschwelle (take-off) führen, auf die dann eine in allen Fällen mehr oder weniger gleichbleibende Stufe der Reifung (drive to maturity) folgt, die schließlich von der fünften Stufe, der des Massenkonsums, abgelöst wird. Beim näheren Hinsehen bleibt jedoch von diesen Stufen nicht viel übrig. Die traditionelle Gesellschaft dient lediglich als stereotyper Hintergrund, die Vorbedingungen des Wachstums sind zum Teil aus der Definition des Wachstums vorverzeitlicht, über das Reifen wird eigentlich nur gesagt, daß das schnelle Wachstum zumeist auf einige Sektoren beschränkt bleibt und die Reifung daher in einem Nachziehen der anderen Sektoren besteht. Eine Stufenbestimmung der Reife hätte nur einen Sinn, wenn sich ein deutlicher Zusammenhang mit der folgenden Epoche des Massenkonsums ergäbe, aber die Reifezeiten sind sehr unterschiedlich, und der Beginn des Massenkonsums scheint, wenigstens soweit es das einzelne Land betrifft, in keinem direkten Zusammenhang mit ihnen zu stehen. Rostow weist selbst darauf hin, daß Australien und Kanada bereits vor ihrem Reifestadium in die Periode des Massenkonsums eintreten. Bleibt also allein die Wachstumsschwelle (take-off), die sich durch ein rasches Ansteigen der Investitionsrate bestimmen und daher auch datieren läßt, alle anderen Stufen erweisen sich als von dieser Gegebenheit abgeleitete Phänomene, die entweder als Vorbedingungen oder als Wirkungen konstatiert werden: Ein deutliches Beispiel für eine schlechte idealtypische Konstruktion, die in Pseudogenese umschlägt. Für alle untersuchten Länder wird ein ähnlicher Verlauf angegeben, ihre Beziehungen zueinander werden vernachlässigt. Die einzige Beziehung, die betont wird, ist die eines „reactive nationalism“, der als Auslöser des raschen Wachstums bezeichnet wird. Da diese Formel auf das erste Land, das ein schnelles Wachstum erlebt, nämlich auf England, nicht anwendbar ist, muß auch die Geschichte Englands so gedeutet werden, daß sich ein quasi

²¹ Walt W. Rostow, *The Stages of Economic Growth*, Cambridge 1960.

²² Alexander Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective*, Cambridge (Mass.), 1962.

„reactive nationalism“ erweisen läßt. Es könnte sich hier geradezu um eine Parodie der idealtypischen Methode handeln²³.

Rostow hat sich im Kreuzfeuer der Kritik auf eine Position zurückgezogen, die er durch die Betonung der entwicklungsstrategischen Wichtigkeit der jeweils führenden Sektoren im Industrialisierungsprozeß bezeichnet. Damit tritt er jenen entgegen, die anhand aggregativer Daten die Kontinuität des Wirtschaftswachstums nachweisen und an der Bedeutsamkeit der Wachstumsschwelle (take-off) zweifeln²⁴. Er stellt der Kontinuität der quantitativen Interpretation aggregativer Daten die qualitative Deutung der Unstetigkeit der Entwicklung gegenüber und begibt sich damit in die Gesellschaft der Wirtschaftstheoretiker, die statt eines ausgeglichenen, kontinuierlichen Wachstums die Schaffung einer Unausgewogenheit (unbalanced growth) befürworten, um auf diese Weise einen strategischen Durchbruch zu erzielen²⁵. Der Gegensatz zwischen aggregativer und strategischer Analyse entspricht dem, was zuvor über synchronische Zuordnung und diachronische Folgeordnung gesagt wurde. Die aggregative Analyse arbeitet mit einem zeitlosen Zuordnungsschema, in das ein Zeitfaktor eingesetzt wird, die strategische Analyse betont dagegen die Folgeordnung zeitgebundener Ereignisse. Rostow, der seinen Kritikern, die ihm mit aggregativen Daten entgentreten, vorwirft, sie „spielten mit Fausthandschuhen Klavier“²⁶, scheint der Meinung zu sein, es handle sich hier nur um einen Unterschied zwischen großmaschigen Berechnungen und einer detaillierten Untersuchung, während es doch um zwei verschiedene Betrachtungsweisen geht.

Ein Verständnis für Zuordnung und Folgeordnung findet sich dagegen in den Arbeiten von Gerschenkron. Er geht von den Beziehungen der entwickelteren und rückständigeren Länder zueinander aus, betont die Möglichkeit der teilweisen Übernahme bereits anderswo erzielter industrieller Fortschritte und entdeckt bei der Untersuchung des raschen Investitionsanstiegs in den einzelnen Ländern, daß den Stadien relativer Rückständigkeit auch verschiedene Typen der Investitionstätigkeit und ihrer Finanzierung entsprechen. Im ersten Land, in England, wurde die Industrialisierung privat finanziert, und das Bankwesen blieb hiervon nahezu unberührt. In Frankreich und Deutschland dagegen entstanden Investitionsbanken,

²³ Zur Kritik der Stufentheorie Rostows vgl. A. K. Cairncross, *Factors in Economic Development*, London 1962, S. 131ff. Einen Überblick und eine Kritik früherer Stufentheorien gibt Bert Hoselitz, *Theories of Stages of Economic Growth*, in: Hoselitz et al., *Theories of Economic Growth*, Glencoe (Ill.) 1960, S. 193–238 (Hildebrand, Bücher, Schmoller, Sombart); siehe auch V. V. Bhatt, *Some Notes on Two Recent Theories of Stages of Economic Growth*, in: *The Indian Economic and Social History Review*, Vol. I, No. 4 (April–June 1964), S. 183–191 (über Rostow und Gerschenkron).

²⁴ Walt Rostow (ed.), *The Economics of Take-Off into Sustained Growth*, London 1963 (International Economic Association Conference 1960); vor allem den Beitrag von Simon Kuznets, *Notes on the Take-Off*, und Rostows Erwiderung in seiner Einleitung.

²⁵ Zur Theorie des „unbalanced growth“ siehe Harvey Leibenstein, *Economic Backwardness and Economic Growth*, New York 1957, und A. O. Hirschmann, *The Strategy of Economic Development*, New Haven 1958; vgl. auch Leibensteins Beiträge zu dem von Rostow herausgegebenen Band (vgl. Fußnote 24).

²⁶ In seiner Einleitung zu dem von ihm herausgegebenen Band (vgl. Fußnote 24).

die die Industrialisierung finanzierten, und zwar sowohl weil die private Finanzierung nicht ausreichte, als auch wegen der Übernahme einer bereits entwickelten Technologie, die gleich zu Beginn die Erstellung größerer Anlagen nahelegte. In Rußland schließlich fehlte es an Privatinitiative und an Banken, und so übernahm der Staat gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Finanzierung der Industrie. Dem entsprechend lassen sich auch ideologische Unterschiede und andere Verhältnisse der Wirtschaftstätigkeit zur Gesellschaftsstruktur feststellen. Im liberalen England wurde die intellektuelle Elite in den Prozeß des Wirtschaftswachstums einbezogen, in Rußland stand sie der Industrialisierung zunächst ablehnend gegenüber und wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter marxistischem Einfluß auf die soziale Bedeutung der Industrialisierung aufmerksam, wandte sich aber gerade darum gegen das bestehende System.

Bei Gerschenkron steht also im Mittelpunkt der Typisierung nicht ein idealtypisches Verlaufsschema, sondern ein Spannungsfeld. Aus der Spannungsintensität relativer Rückständigkeit, die zugleich Vorteile in der Übernahme von technischem und organisatorischem Fortschritt bietet, ergibt sich die Möglichkeit entsprechender Abweichungen in der Art und Weise der Industrialisierung, die hier in erster Linie auf dem Gebiet der Finanzierung gesucht und gefunden werden und sich als eine Reihe von sinnvollen Substitutionen erweisen. Diese Substitutionsreihe wird dann zum Zentralthema, an das sich parallele Typisierungen angliedern lassen, so etwa die der politischen Organisation, der Ideologie oder der sozialen Stellung und Geisteshaltung der Intellektuellen. Es wäre jedoch auch denkbar, daß der Zugang zur Typisierung des Spannungsfeldes zunächst auf dem Gebiet der politischen Organisation oder der Geistesgeschichte, ja sogar der Literaturgeschichte gefunden und erst dann die Investitionstypenreihe entdeckt worden wäre. Eine katatypische Konstruktion zeichnet sich durch die Vielfalt der Zugangswahlmöglichkeiten aus und bietet daher auch Ansatzpunkte für eine interdisziplinäre Forschung. Ferner zeichnet sich diese Art der Typenbildung dadurch aus, daß sie aus ihrer Mitte heraus ihre Grenzen bestimmt, indem sie die Tragweite der jeweiligen Zusammenhabsbehauptung erprobt. Gerschenkron bietet hierfür ein Beispiel: Er äußert die Vermutung, daß das Spannungsfeld relativer Rückständigkeit nur bis zu einem gewissen Grad Vorteil und Ansporn zur Industrialisierung bietet und daß über diesen zu ergründenden Schwellenwert hinaus eine Häufung der Nachteile eintritt. Er gibt dann zu, daß bei der Ermittlung dieser Grenzen eine umfassendere Typenbildung möglich werden könnte, die das von ihm skizzierte Spannungsfeld nicht mehr benötige. Damit ist der heuristische Wert dieser Art der Typisierung betont, die sich von dem der idealtypischen Methode dadurch unterscheidet, daß sie aus sich selbst heraus ihre Korrektur anbahnt, während der Idealtypus nur akzeptiert oder verworfen werden kann und zu seiner Korrektur nur insoweit beiträgt, als er zum Widerspruch herausfordert.

Mit der hier am Beispiel der Arbeitsweise Gerschenkrons dargestellten Methode läßt sich auch das Problem der Bedingtheit menschlicher Entscheidungen und der Möglichkeit einer Verengung oder Erweiterung des Entscheidungsspielraumes

besser angehen als mit der idealtypischen, die in ihrer strengen Abgrenzung von Zweckrationalität und Seinsirrationalität dem Denken eine Freiheit von aller Entscheidung sichern wollte, um dem Leben die volle Entscheidungsfreiheit zuzuschreiben. Gerschenkron selbst läßt übrigens die Möglichkeiten, die ihm seine Arbeitsweise in diesem Bereich bietet, weitgehend ungenutzt und beschränkt sich auf Toynbees Formel „challenge and response“. Die Analyse der Bedingtheit von Entscheidungen ist eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichtswissenschaft. Die Geschichtswissenschaft hat kaum zur Kenntnis genommen, daß die anderen Sozialwissenschaften das Phänomen der Entscheidung enthistorisiert haben, indem sie es in einem synchronischen Zuordnungsschema zum Schaltvorgang werden lassen. Als Gegenstück zu einem Determinismus, der die Entscheidungsfreiheit ausschließt, ergibt sich auf diese Weise ein Dezisionismus, der die Entscheidung isoliert. Die methodische Geschichtsfeindlichkeit der Sozialwissenschaften wurde dadurch verstärkt, daß sie sich bewußt vom Historismus emanzipiert haben. Die Geschichtswissenschaft aber hat in selbstversorgerischer Genügsamkeit von ihrer Substanz gezehrt, sie hat nicht versucht, von sich aus einen Vorstoß zu unternehmen, sondern sie hat nur die historischen Aspekte, die die immer ahistorischer werdenden Sozial- und Wirtschaftswissenschaften aus ihren Disziplinen verbannten, bei sich aufgenommen. Auf diese Weise beschäftigt, hatte die Geschichtswissenschaft wenig Anlaß dazu, über das Paradoxon nachzudenken, warum eigentlich gerade bei steigender sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Orientierung der Historiker das Gespräch mit dem Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern immer unfruchtbarer wurde.

Dieses Gespräch kann erst dort wieder ansetzen, wo ein gemeinsames Interesse an der Ergründung menschlicher Entscheidungen entsteht, wo die Denkmuster des Sozialwissenschaftlers sich als unzureichend erweisen und der Historiker merkt, daß er nicht von der Substanz seiner Wissenschaft allein zehren kann. Das aber ist auf dem Gebiet der Entwicklungspolitik der Fall, da sich hier die Frage nach der Strategie stellt, die sich nur unter Berücksichtigung von Zuordnung und Folgeordnung vieler Faktoren beantworten läßt.

IV

Am Beginn dieser neuen Auseinandersetzung mag die entwicklungspolitische Infrastrukturtheorie des Wirtschaftswissenschaftlers Reimut Jochimsen stehen²⁷, der es zwar nicht ausdrücklich darauf abgesehen hat, den Historikern neue Aufgaben zuzuweisen, der aber mit jedem Aspekt seiner Theorie die Geschichtswissenschaft zu Beiträgen und Ergänzungen herausfordert. Jochimsen löst sich von den zeitentrickten Gleichgewichtsmodellen seiner Wissenschaft und definiert die Entwicklung in Form eines Spannungsverhältnisses zwischen dem Integrationsgrad und dem Niveau der Wirtschaftstätigkeit. Aus diesem Spannungsverhältnis ergibt sich dann nicht eine Stufenfolge, sondern eine Vielzahl möglicher Zeitpfade, die jedoch drei

²⁷ Reimut Jochimsen, *Die Theorie der Infrastruktur – Grundlagen der marktwirtschaftlichen Entwicklung*, Tübingen 1966.

typische Richtungen annehmen können, nämlich die der selbstverstärkenden Entwicklung, die der Quasi-Stagnation und die des selbstverstärkenden Dualismus, wenn das Niveau der Wirtschaftstätigkeit steigt, aber der Intergrationsgrad dabei gleichbleibt oder sinkt. Der Verlauf dieser Zeitpfade wird von der Infrastruktur beeinflusst, die Jochimsen nicht nur im Sinne der materiellen Ausstattung der Wirtschaft verstanden haben will, sondern in die er auch die institutionelle und die personelle Infrastruktur mit einbezieht. Er beschäftigt sich auch ausdrücklich mit den historischen Komponenten dieser verschiedenen Bereiche der Infrastruktur, die für ihn freilich unter dem Aspekt des idealtypischen Zeitpfades gesehen als Trägheitsmomente erscheinen, die den Verlauf der Entwicklung hemmen und ablenken. Diese historischen Komponenten sind die Relikte früherer Entscheidungen, die in einem anderen Zusammenhang getroffen wurden und nun den Entscheidungsspielraum einengen, es sei denn, man setze sich über sie hinweg, im materiellen Bereich etwa durch rasche Abschreibung oder Zerstörung, im institutionellen und personellen durch Reform oder Revolution, um auf diese Weise einen größeren Spielraum für entwicklungsangemessene neue Entscheidungen zu haben. Eingriffe können jedoch sowohl Hindernisse beseitigen als auch Kräfte binden, es kommt also jeweils darauf an, die Infrastruktur sorgfältig zu analysieren, um die besten Ansatzpunkte für einen Eingriff zu finden. Hier kommt dem Historiker eine wesentliche Aufgabe bei der Analyse infrastruktureller Elemente zu. Eine noch weit interessantere Aufgabe für den Historiker ist dann das Aufspüren der Auslöselemente der alternativen Muster des Zeitpfades, wobei hier nicht nur ein Rostowscher take-off in Betracht kommen kann, sondern nach dem Schema Jochimsens auch die Möglichkeit einer Involution anstelle eines Wachstumsschubes besteht. Hier liegen die Möglichkeiten, die Gerschenkron vermutet, aber in seinem Spannungsfeld relativer Rückständigkeit noch nicht unterbringen konnte.

Eine geschichtswissenschaftliche Rezeption der Theorie Jochimsens müßte aber über das Ablesen von Aufgabenstellungen hinausgehen und zu einer katatypischen Umformung seines in der Hauptsache idealtypischen Ansatzes führen; damit würde auch seiner eigenen Forderung entsprochen, eine erfahrungswissenschaftliche Theorie zu entwickeln. Es geht ihm darum, die Spannung zwischen der idealtypischen Zweckrationalität des Entwicklungszeitpfades und den konkreten infrastrukturellen Gegebenheiten zu erfassen. Dabei geht er jedoch so vor, daß er das Muster alternativer, idealtypischer Zeitpfade auf die infrastrukturellen Gegebenheiten projiziert und beobachtet, welche Brechungen dabei auftreten können. Es wäre nun auch ein entgegengesetzter Standpunkt denkbar, wobei man von der Infrastruktur ausginge und festzustellen versuchte, welche Elemente welche Entwicklungsmöglichkeiten haben. Kombiniert man diese beiden Standpunkte, so entsteht ein Typisierungsmuster, das mit einem Schachspiel verglichen werden könnte, wobei die Bewegungsmöglichkeiten der Figuren, die ja ständig durch ihre Stellung zu mehreren anderen Figuren eingeschränkt werden, den Entwicklungsmöglichkeiten der Infrastrukturelemente, die Züge der Spieler aber dem Muster der alternativen Zeitpfade entsprechen. Auf diese Weise wäre es auch möglich, sich jeweils die Wirkung

des zurückgelegten Zeitpfades auf die Zusammensetzung der gegenwärtigen Infrastruktur vorzustellen. Die Analogie des Schachspiels könnte noch weiter geführt werden, so etwa, wenn die Interdependenz infrastruktureller Elemente nach dem Bilde der Figuren, die sich gegenseitig decken, gedeutet würde, oder wenn zwischen immanenten und bedingten Entwicklungsmöglichkeiten nach Art der durch die Spielregeln erlaubten und der durch die umstehenden Figuren bedingten Bewegungsmöglichkeiten unterschieden würde. Hier geht es aber nicht um diese Analogie, sondern nur darum, zu verdeutlichen, daß die Theorie der Infrastruktur in eine Reihe von Zusammenhangsbehauptungen umgesetzt werden kann, die sich für die historische Analyse ebenso fruchtbar erweisen dürften wie die Gerschenkrons und dabei wahrscheinlich über dessen Versuche hinausführen würden.

Jochimsen selbst hat außer einer Behandlung des wirtschaftlichen Dualismus in Italien²⁸ keine konkreten Anwendungen seiner Theorie vorgeführt, es ist aber zu erwarten, daß gerade das Dualismusproblem, das für viele frühere Kolonialländer bisher nur auf allgemeine Weise angedeutet worden ist, im Rahmen der Theorie Jochimsens besser erfaßt wird. Der Dualismus bezeichnet gerade jene Häufung der Nachteile relativer Rückständigkeit, die Gerschenkron andeutet und die er von den durch die Spannungsintensität gegebenen Vorteilen abgegrenzt wissen möchte, ohne selbst angeben zu können, wie diese Abgrenzung vorzunehmen sei. Der Begriff des Dualismus ist zuerst von dem holländischen Wirtschaftswissenschaftler Boeke zur Typisierung der gleichsam parasitären Symbiose eines kleinen modernen kapitalistischen Sektors und einer Subsistenzwirtschaft in den Kolonialländern Asiens geprägt worden²⁹. Der Kulturanthropologe Geertz³⁰ hat den Begriff dann am Beispiel des Ineinandergreifens von Subsistenzreisbau und Zuckerrohrplantagenwirtschaft auf Java weiter erläutert und nachzuweisen versucht, daß nicht nur eine Stagnation, sondern eine Involution, das heißt ein selbstverstärkender Dualismus aus einer solchen Symbiose entstehen konnte. Weder Boeke noch Geertz haben dabei das Problem der Finanzierung kolonialer Wirtschaftstätigkeit und der Währungspolitik der Kolonialmächte entsprechend beachtet, und es wäre eine wichtige wirtschaftsgeschichtliche Aufgabe, dem Zeitpfad des Dualismus in seiner infrastrukturellen Bedingtheit in den früheren Kolonialländern nachzugehen und dem Vorbild Gerschenkrons folgend den Fragen der Finanzierung besondere Aufmerksamkeit zu schenken und dabei auch die währungspolitischen Aspekte zu berücksichtigen, die bei Gerschenkron nur sehr am Rande zur Geltung kommen.

Wie bereits aus der Studie von Geertz hervorgeht, münden Untersuchungen dieser Art in den Ländern Asiens und Afrikas sofort in komplizierte Probleme der Landwirtschaft ein. Hier kann sich der Historiker nur mit der Unterstützung der Agrarsoziologen, Geographen und Ethnologen zurechtfinden, die ihm über Anbau-

²⁸ Jochimsen, a. a. O., S. 172 ff., ferner auch sein Aufsatz Dualismus als Problem der wirtschaftlichen Entwicklung, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 95 (1965), II, S. 69–88.

²⁹ J.-H. Boeke, *Economics and Economic Policy of Dual Societies*, New York 1953.

³⁰ Clifford Geertz, *Agricultural Involution – The Process of Ecological Change in Indonesia*, Berkeley 1963.

zonen, über die sozialen Folgen bestimmter Landbewirtschaftungsmethoden, über traditionelles Bodenrecht, über Klimaschwankungen, demographische Veränderungen und ethnische Strukturen Auskünfte erteilen können. Die historische Synthese dieser Informationen kann für die Regionalplanung, die in der Entwicklungspolitik immer mehr an Bedeutung gewinnt, von großem Nutzen sein, da auf diese Weise manche Zusammenhänge deutlich werden, die aus den Einzelercheinungen nicht erkennbar sind. Es gilt, so die unsichtbare Infrastruktur zu erkunden, die aus den historischen Gegebenheiten besteht.

Die Analyse der unsichtbaren Infrastruktur läßt sich umsetzen in ein Steuerungsmuster für entwicklungspolitische Eingriffe. Entwicklungspolitik als gesteuerter Kulturwandel und Geschichtswissenschaft als kritische Reflektion der zu wandelnden Kultur sind auf diese Weise verbunden. Der Kulturzusammenhang und die katatypische Methode der Zusammenhangsbehauptungen entsprechen sich. Betrachten wir die Kultur als eine Erfahrungsgemeinschaft, in der bestimmte Anschauungen eine Deutung der jeweils neuen Ereignisse ermöglichen, so daß diese Ereignisse wiederum in die Erfahrung eingehen und die Erfahrungsgemeinschaft prägen, und vergleichen wir mit diesem Vorgang die Formulierung einer Zusammenhangsbehauptung, die in einem Spannungsfeld typische Muster zu erfassen und von diesen aus die Grenzen des Spannungsfeldes zu erkunden sucht, so wird uns diese Entsprechung deutlich. So gesehen, können Steuerungsvorgänge zugleich Lernvorgänge sein. Wenn also gefragt wird, ob man aus der Geschichte etwas lernen kann, so darf man es in diesem Sinne bejahen, gerade weil man es mit Bezug auf eine Wiederholbarkeit des Geschehenen verneinen muß.

V

Das was hier über die Kultur als Erfahrungsgemeinschaft gesagt wurde, deutet bereits darauf hin, daß bei zunehmendem Erfahrungsaustausch keine Rede mehr von in sich abgeschlossenen Kulturen sein kann. Die Erfahrungen der verschiedenen Kulturen gehen immer stärker in die der anderen ein und beeinflussen damit die Anschauungen, die es ermöglichen, neue Ereignisse als gemeinsame Erfahrungen aufzunehmen. Dieser Prozeß ist sehr unstetig. Analog zu Jochimsens Infrastrukturtheorie könnte man hier von einem Niveau des Erfahrungsaustausches und vom Integrationsgrad der Erfahrungsgemeinschaft sprechen und das Spannungsfeld zwischen überkommenen Verhaltensweisen und Lernvorgängen zu bestimmen versuchen. Genauso wie sich auf wirtschaftlichem Gebiet Entwicklungsenklaven bilden können, die in einem Gegensatz zu ihrer Umgebung stehen, ist auch im Bereich der Übermittlung von Kenntnissen, Anschauungen und Verhaltensweisen eine dualistische Spannung möglich, die sich mit der Intensität der Übermittlung steigert. Entwicklungspolitik wirkt daher zunächst nicht stabilisierend, sondern destabilisierend³¹. Das dürfte von denen, die absichtlich eine Unausgewogenheit

³¹ Diese destabilisierende Wirkung erwähnt Knut Borchardt, Europas Wirtschaftsgeschichte

anstreben, um einen strategischen Durchbruch zu erzielen, nicht nur nicht bedauert, sondern sogar begrüßt werden. Doch mag es manche Theoretiker geben, die zwar auf wirtschaftlichem Gebiet eine Unausgewogenheit (unbalanced growth) befürworten, aber hoffen, daß sich dieses Phänomen auf den Industrialisierungsprozeß beschränken läßt und nicht das politische Gleichgewicht stört. Akzeptiert man, daß die Entwicklungspolitik destabilisierend wirken muß, selbst wenn sie stabilisierend wirken will, dann bleibt noch die Frage, ob die entstehende Spannung zu einem Durchbruch führt, oder ob es zu einer Involution im Sinne des selbstverstärkenden Dualismus kommt. Die Destabilisierung kann zur Errichtung einer „Entwicklungsdiktatur“ führen, die dann im Interesse ihrer Selbsterhaltung eine dualistische Spannung aufrecht erhält³².

Die Entwicklungspolitik steht auf diese Weise im engsten Zusammenhang mit der politischen Entwicklung. Politische Entwicklung bedeutet nicht nur Aufbau und Umbau politischer Institutionen, sondern die politische Bewältigung des sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Wandels. Die moderne politische Wissenschaft hat sich in ihrem Studium der politischen Entwicklung bewußt von der Verfassungsgeschichte abgewandt und sich um ein neues funktionales Zuordnungsschema bemüht³³. Mit der Terminologie, die diese Funktionalisten prägen, wird ein Verfremdungseffekt erreicht, der den an die Beschreibung von Institutionen gewöhnten Historiker zunächst abstößt. Ebensovienig wird ihn der spekulative Psychologismus ansprechen, der die Werke der Theoretiker auszeichnet, die versucht haben, die Bedingungen für den sozialen und wirtschaftlichen Wandel in den Veränderungen der Persönlichkeitsstruktur zu sehen³⁴. Funktionalismus und Psychologismus tendieren ebenso zum zeitentrückten Modellbau wie die moderne Wirtschaftswissenschaft. Doch es ist bemerkenswert, daß jetzt auch im Kreise derer, die diese neuen sozialwissenschaftlichen Theorien vertreten, ein Interesse an der Geschichte erwacht. So bemüht sich Everett Hagen in einem neuen Aufsatz über seine psychologisch orientierte Theorie des sozialen Wandels hinauszukommen und die Voraussetzungen für die industrielle Revolution in England in der Flexibilität politischer und wirtschaftlicher Institutionen zu sehen, die er mit der oligarchischen Unbeweglichkeit einiger kontinentaler Länder kontrastiert³⁵. Er kommt damit den For-

– Modell für Entwicklungsländer?, Veröffentlichungen der Wirtschaftshochschule Mannheim, Bd. 20, Stuttgart 1967.

³² Siehe hierzu Alexander Gerschenkron, *The Stability of Dictatorships*, New Haven 1963 (Harvard Lecture, Yale University, 3 April 1963).

³³ Siehe zum Beispiel Gabriel Almond, *A Functional Approach to Comparative Politics*, in: Gabriel Almond und James Coleman (ed.), *The Politics of the Developing Areas*, Princeton 1960.

³⁴ Vgl. die kritische Beurteilung der Werke von E. E. Hagen, *On the Theory of Social Change*, 1962, und C. McClelland, *The Achieving Society*, 1961, von Michael Argyle in seinem Aufsatz *The Social Psychology of Social Change*, in: T. Burns und S. B. Saul (ed.), *Social Theory and Economic Change*, London 1967, S. 87 ff.

³⁵ Everett E. Hagen, *British Personality and the Industrial Revolution, The Historical Evidence*, in: T. Burns und S. B. Saul, a. a. O., S. 67 ff.

schungsabsichten Otto Hintzes nahe, der die Wandlungsfähigkeit politischer Institutionen und ihre soziale Bedeutung untersucht hat, aber dabei natürlich noch nicht die Bedingungen des Wirtschaftswachstums in den Mittelpunkt des Interesses stellte³⁶.

Die Geschichtswissenschaft sollte die Fragen, die auf diese Weise von den Sozialwissenschaften an sie herangetragen werden, aufgreifen und zugleich im Sinne einer neuen Universalgeschichte die Völker Asiens und Afrikas in ihre Untersuchungen einbeziehen. Die weltweiten Probleme der Entwicklungspolitik zwingen zu einer Erweiterung des Blickfeldes. Das historische Blickfeld ist schon immer vom politischen Interesse, im tiefsten und allgemeinsten Sinne dieses Wortes, bestimmt worden. Es ist daher zu begrüßen, daß die Entwicklungspolitik die Geschichtswissenschaft dazu auffordert, nationale und europäisch-abendländische, aber auch thematische und methodische Grenzen zu überwinden und in wahrhaft „weltbürgerlicher Absicht“ die Zuordnung und Folgeordnung politischer Phänomene zu erfassen.

³⁶ Otto Hintze, *Staat und Verfassung*, Göttingen 1962, vor allem die Aufsätze *Typologie der ständischen Verfassungen des Abendlandes* (1930), *Weltgeschichtliche Bedingungen der Repräsentativverfassung* (1931) und *Wesen und Wandlung des modernen Staates* (1931).